



Bilder aus der Vergangenheit der Feste Marienberg

Von Kreisarchivar Paul Glück in Bamberg



Marienberg ob Würzburg — denken wir dein, dann sehen wir die Schönheit deiner kraftvollen Umrißlinie vor uns, wenn hinter dir im Abendglanze die Sonne gesunken ist und die Kegelform des Frauenberges dunkel aufragt gegen den matten Goldglanz des letzten Tageseschimmers. Da wachsen aus den weithin sich streckenden, staffelförmig ansteigenden Festungswerken die zwei vordersten Hauptbausteine empor, scharf und kühn, wie der schräge Bug eines gepanzerten Kriegsschiffes; und aus diesen wieder heben sich die Türme und Mauern des Fürstengartens und hieraus endlich das stolze Hochschloß selbst mit seinen starken und großen Burgtürmen.

Und unten, am Fuße, ragt aus der Siebel engem Gewirre der doppel-türmige, schwere Stiftsbau von St. Burkardus. — Blau kräuselt sich der abendliche Rauch aus friedlichen Kaminen, indes die ersten Lichter über dem Wasser drüben aufblitzen und sich in unruhigem Glanze in den dunklen Wellen des leise dahinrauschenden Stromes spiegeln.

Es ist ein Bild voll ruhiger, eindrucksvoller Schönheit: und doch — oft genug war es in Blut und lohende Flammen getaucht!

Neunmal ist der Marienberg bekriegt und beschossen worden — neunmal hat der Brand aus seinen Dächern geschlagen!

Die Geschichte der Festung — zumal ihre kriegerische Vergangenheit — ist in den Hauptzügen so allbekannt, daß ich sie kaum zu wiederholen brauche. Nur des klaren Bildes halber darf ich kurz daran erinnern, daß das Schloß zuerst im Jahre 704 als Castell genannt wird; daß es in dämmernder Vorzeit wahrscheinlich die Residenz der Könige, später sicher der Herzoge von Thüringen war, zugleich immer der Mittelpunkt von Ostfranken; daß es uralte Stätte der Gottesverehrung war, und daß von hier aus das Christentum seinen Einzug in die Mainlande gehalten hat.

Im Mittelalter — bis zum Ende der Hohenstaufen — war unser Frauenberg der Sitz der Stiftsvögte und Burggrafen von Würzburg, aus dem alten Geschlechte der Henneberger Grafen. Sie schirmten das geistliche Stift mit weltlichem Schutze und waren zugleich, als Stiftsvögte, die Inhaber der höchsten Gerichtsgewalt in der Bischofsstadt. Ursprünglich waren die Burggrafen wohl Lehensmannen des Königs, später waren sie nachweisbar bischöfliche Vasallen.

Hohe Beachtung verdient, daß die von 1037 — 1240 erscheinenden Burggrafen neben dem militärischen Oberbefehl über die Burg auch noch jenen über die Stadt Würzburg hatten. Denn Burggrafen, die zugleich Stadtkommandanten waren, fanden sich in Deutschland nur in gut befestigten Städten, d. h. solchen, die wirklich ummauert waren. Dies waren bis zum 11. Jahrhundert viel weniger, als man gemeinhin glauben möchte, nämlich nur die zehn alten Römerstädte Augsburg, Köln, Mainz, Passau, Regensburg, Speier, Straßburg, Trier, Utrecht und Worms. Außer ihnen hatten damals nur noch Magdeburg, Merseburg, Hildesheim und Würzburg Stadtmauern: gewiß ein ganz bedeutendes Zeugnis für die frühe und hohe Entwicklung der Stadt.

Wir kehren zurück auf den Marienberg. Fast gleichzeitig mit dem Ende der Burggrafschaft wird das Schloß zum ständigen Wohnsitz der Bischöfe erhoben, die erst in jener Zeit die volle Landesherrschaft im Hochstifte erlangten. Bischof Hermann von Lobdeburg verlegte um 1250 im Kampfe mit der Stadt Würzburg die fürstliche Hofhaltung erstmalig auf den Frauenberg. Bis dahin war diese in der bischöflichen Pfalz oder im Salhose unten in der Stadt gewesen.

Von 1250 — 1525 rang dann, wenn auch immer wieder mit Unterbrechungen, die Stadt mit den Bischöfen vergeblich um ihre heißumstrittene Selbständigkeit. Doch keine Städteeinigungen, kein Privileg Kaiser Wenzels und kein todesmutiger Kampf, wie jener auf dem Friedhose zu Bergtheim, konnten die Freiheit der ursprünglich königlichen Stadt mehr retten: Mit dem blutigen Siege über die aufständischen Bauern, die auch in Würzburg eingezogen waren, hat das Fürstentum die Städter für immer niedergerungen; und der in ihr Schicksal ergebenen Stadt erstand aus der lange befehdeten Zwingburg auf dem Frauenberge fortan die stärkste Waffe gegen Würzburgs und des Reiches Feinde.

Bekannt sind die Ereignisse der folgenden Zeiten: die furchtbare Eroberung der Feste durch den Schwedenkönig, 1631; die Einrichtung einer fremden, schwedisch-sächsischen Herzogresidenz im Schlosse, und die Wiedergewinnung der Festung durch die Kaiserlichen, 1635. Dann folgten viele Jahrzehnte intensivster Befestigung des Berges, bis nach langer Ruhepause die Franzosenkriege in den Jahren 1796 — 1814 abermals die heftigsten Kämpfe um den Marienberg entfachten. Und im deutschen Kriege krachten die letzten scharfen Schüsse auf dem Schloßberge.

Und jetzt, nach tausendjährigem ruhmvollem Kampfdasein, ist die sturmerprobte Feste ein stilles Haus geworden, das bis zum Kriege in seinen weiten Waffenkammern unsere Rüstung gegen die Feinde barg, deren Offiziere jetzt als Gefangene auf der Burg leben.

Nächst der kriegerischen Vergangenheit ist bisher noch immer die Baugeschichte des Schlosses im Vordergrund aller Betrachtungen gestanden. Vorwiegend wurden die Bauzeiten, die Bauherren und die Werkmeister und die Veranlassungen zu den neuen Bauten erforscht. Diese in der Hauptsache längst bekannten Ergebnisse wollen wir hier beiseite lassen und dafür versuchen, das rein festungsbaumäßige Werden und Wachsen der Burg zu erkennen.

Schon durch seine natürliche Gestalt und Lage eignete sich der Marienberg vorzüglich zur Anlage einer Burg. Nach Norden, Osten und Süden fällt er ins Thal ab, zum Teil über steile Felsen. Nur die Westseite senkt sich allmählicher. Wie immer beim Burgenbau, gründete man auch hier die erste Niederlassung auf der äußersten Kuppe, wo sie durch die unwirklichen Bergabhänge den meisten natürlichen Schutz fand. Der Zugang von Westen her mußte, als schwächster Punkt, am stärksten befestigt werden. Darum finden wir den ältesten Hauptwohnbau oder Palas des Schlosses — heute noch Fürstenbau benannt — auf der Bergspitze gegen die Stadt zu; an ihn schlossen sich rechts und links Seitengebäude und auf der vierten Seite lag das Tor.

Der Aufgang zum Schlosse führte ursprünglich nicht, wie jetzt, auf der Zellerauer Seite empor, sondern ebenfalls von der Tell aus hoch an den gefährlichen Berghängen gegen die Stadt und das Leisental vorbei um das Schloß, bis der Weg um den Wartturm oder Bergfried herum am Tore mündete. Diese alte Burgstraße ist jetzt noch bis zum Scherenbergertore gangbar, wenn man durch das Neutor und die Ausfallpforte im mittleren Walle emporsteigt. Sie entspricht vollkommen den Regeln mittelalterlicher Befestigungskunst: diese führte die Burgstraßen nur schmal und an steilen Abhängen vorbei zur Höhe; zugleich legte man die Straßen möglichst so an, daß der heraufziehende Feind seine rechte Seite, welche vom linksgetragenen Schilde ungedeckt war, dem Schlosse zuzufahren mußte. — Diese Anlage trifft auch hier zu. Außerdem lief die Burgstraße noch durch feste Zwinger, d. h. zwischen langen Verteidigungsmauern hin, die abteilungsweise in der Quere durch Doppeltore abgeschlossen waren.

Lorenz Fries, der bekannte Würzburger Historiker, Archivar und fürstliche Rat nennt 1525 drei hintereinander liegende Zwinger vor dem Burgtore, nämlich auf der Tell, dann beim fürstlichen Lustgarten — heute etwa die Gegend der unteren Pulvermagazine — und gegen den Nikolausberg zu. Die Fahrstraße, auf welcher der von Grumbachs Mordgesellen überfallene Fürstbischof Melchior Zobel 1558 endete, ist erst später entstanden.

Das neben dem Bergfried gelegene älteste Burgtor war jedenfalls noch nach außen zu durch einen tiefen Halsgraben und eine Zugbrücke geschützt.

Hatte man im frühen Mittelalter die Burgen hauptsächlich durch die gesicherte Lage, durch die Ueberhöhung der Verteidigungsstellung, den Bergfried und die hohen Mauern geschützt, wenn es nicht etwa durch Wassergräben geschah, wie bei den Burgen im flachen Lande, — so kam seit den Kreuzzügen die seitliche Bestreichung der Mauern durch aus der Mauer vorgeschobene Türme auf; zugleich auch der Schutz des Mauerfußes durch überhängende Wehrgänge und Erker. Aus

diesen herab begrüßte man die Angreifer mit großen Steinen, mit siedendem Wasser und brennendem Pech. Eine fortlaufende Reihe solcher Ausgußlöcher oder Pechnasen hieß man Massikuli. Dabei wurden gegen die drohenden Mauerwider und die sonstigen verbesserten Angriffsmittel der Zeit noch planmäßig angelegte, tiefe und breite Ringgräben gezogen.

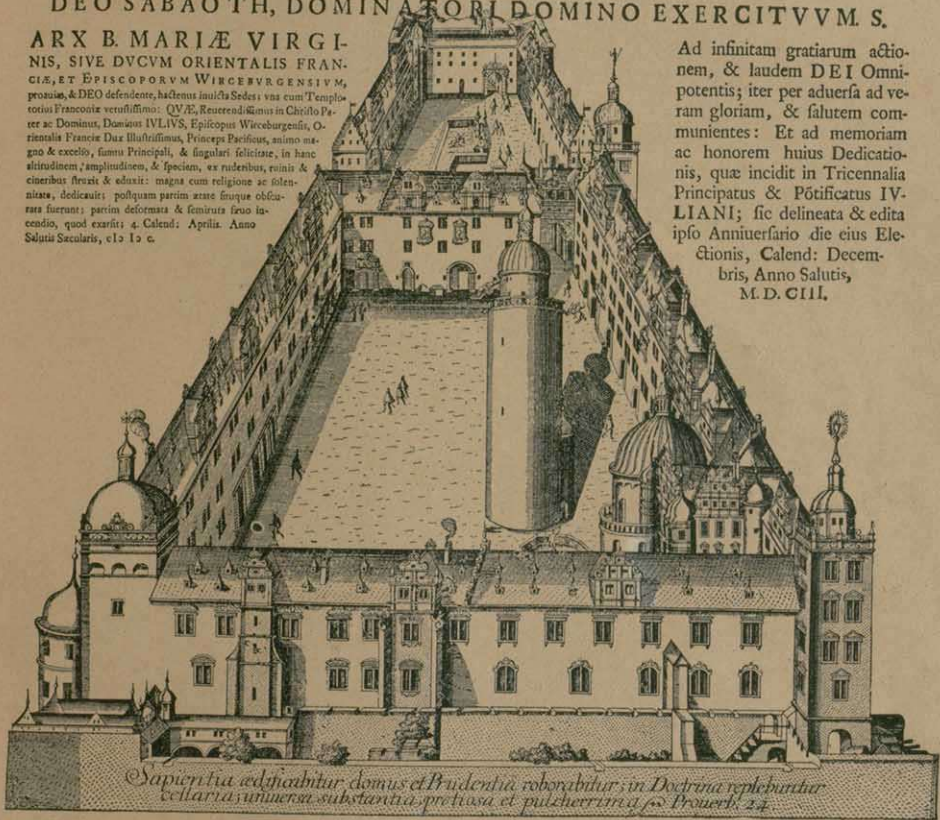
Während also die erste Burganlage auf dem Marienberge von der Bergspitze bis zum runden Wartturm reichte, griff die zweite weiter aus. Es

DEO SABAOth, DOMINATORI DOMINO EXERCITVVM. S.

ARX B. MARIE VIRGINIS, SIVE DVCVVM ORIENTALIS FRAN-

GIÆ, ET EPISCOFORVM WIRCEBVRGENSIVM, proxiæ, & DEO defensione, hæcenus iuncta Sedes: vas cum Templi totius Franciæ veriffimum: QVÆ, Reuerendissimus in Christo Pater ac Dominus, DAMIANVS IVLIVS, Episcopus Wirceburgensis, Orientalis Franciæ Dux Illustrissimus, Princeps Pacificus, animo magno & excoelo, summo Principali, & singulari felicitate, in hac situdinem, amplitudinem, & speciem, ex rudibus, cinis & cineribus struxit & eduxit: magna cum religione ac solennitate, dedicauit: postquam parum ætate suæ obfcuras fuerunt: partim deformata & femina suo incendio, quod exaruit 4. Calend: Aprilis. Anno Salutis Sæcularis, 1610. 10. c.

Ad infinitam gratiarum actionem, & laudem DEI Omnipotentis; iter per aduersa ad veram gloriam, & salutem communiens: Et ad memoriam ac honorem huius Dedicacionis, quæ incidit in Tricennalia Principatus & Pötificatus IVLIANI; sic delineata & edita ipso Annuario die eius Electionis, Calend: Decembris, Anno Salutis, M. D. CII.



ist dies der gegenwärtig innerste Festungskern, der noch fast völlig mit riesenhohen, schwer ersteigbaren Mauern, mit Rundtürmen und dem tiefen Graben umgeben ist. Diese Befestigung stammt größtenteils aus der Frühzeit der Pulvergeschütze. Sie wurde durch Bischof Rudolf von Scherenberg (1466–1495) erbaut. Deshalb heißt auch das Zugangstor durch diesen Ring das Scherenberger Tor. Mit der Zunahme und Entwicklung der Pulvergeschütze mußte sich der Burgbau weiterbilden, wenn er nicht unterliegen wollte. So hat das Scherenberger Tor in den Obergeschossen der beiden Tortürme bereits gedeckte Räume für kleinere Wallbüchsen, die den Zugang bestreichen. Allein solche noch auf dem Grundsatz der Ueberhöhung des Verteidigers beruhende Geschützstellungen sandten ihre

Geschosse schräg herab in den Erdboden, statt in flachem Schusse über das Kampfsfeld hinweg die Reihen der Angreifer niederzumähen. Deshalb mußte man nun die Geschützstellungen senken und an die Stelle der hohen Eck- und Mauertürme traten niedere, geräumige Rondellbollwerke für die Artillerie. Zugleich wurde durch die Senkung der Verteidigungsstellung die eigene Sicherheit gegen das Feuer des Feindes erhöht.

Diese Bauepoche ist auf dem Frauenberge so gut wie nicht vertreten, während sie z. B. an den starkbefestigten Schlössern zu Wertheim und zu Heidelberg sofort durch die großen Rundbasteien ins Auge fällt — wir brauchen nur an den berühmten „gesprengten Turm“ in Heidelberg zu denken.

Solche Rundbasteien machten dem mittelalterlichen Hauptgrundsatz des Burgenbaues, nämlich der überhöhten Stellung des Verteidigers, ein für allemal ein Ende und stellten dafür die neuen Gedanken der gesenkten Feuerstellung und der Flankierung auf.

Durch die Flankierung, d. h. die gegenseitige Deckung der vorspringenden Basteien, gewann die Verteidigung jetzt außer der Abwehr nach vorne auch noch die völlige Bekämpfung der Angreifer von beiden Seiten her. Außerdem wurden seit dem 16. Jahrhundert gegen die stets zunehmende Kraft der Pulvergeschütze die Burgmauern noch durch Erdwälle verstärkt. So entstanden aus alten Ritterburgen neuartige Festungen durch die Senkung der Verteidigungsstellung, durch den gemauerten Erdbau und das Bastionsystem.

Wenn auch Italien als das Ursprungsland der neuen Befestigungsart gilt, so nahm doch späterhin Frankreich lange die führende Stellung in der Befestigungskunst ein, während die Niederländer in ihren Freiheitskämpfen gegen Spanien vornehmlich die Erdwall- und Wasserbauten der Festungen vervollkommen hatten.

Zwei Deutsche aber waren es, deren Ideen für alle Zeiten grundlegend für den Festungsban geblieben sind: Albrecht Dürer aus Nürnberg und Daniel Specklin aus Straßburg.

Albrecht Dürer, der universale Geist, hat als erster seit dem römischen Altertume wieder über Befestigungswesen geschrieben; und er wurde, obwohl er ohne jede Kriegserfahrung war und keine großen Festungsbauten ausführen konnte, doch zum klassischen Begründer der neuen Befestigungslehre. Neben ihn tritt als hervorragendster Theoretiker und Praktiker der vielseitige Straßburger Künstler und Kriegsbaumeister Daniel Specklin (1536—1589). Wir können hier unmöglich auf Einzelheiten eingehen, nur das sei kurz gesagt, daß Dürer und Specklin die Begründer des sogenannten Bastionärsystems sind, das an die Stelle der runden und gemauerten Basteien die charakteristischen, im Fünfeck vorspringenden, mit Erde gefüllten Bastione setzte; sie ließen ein wirkungsvolles Massenfeuer nach der Front wie noch der Flanke zu und machten das Schloß viel widerstandsfähiger gegen das feindliche Feuer. Auch die weiteren Grundgedanken gehen vielfach auf die schöpferischen Ideen der beiden deutschen Künstler zurück: so die systematische Verwendung von Erdwällen und Wassergräben, die Loslösung der Festungswerke vom inneren Festungskern und ihre selbständige Ausgestaltung,

die Längsbestreichung der Gräben, die Anlegung von Kasematten und Wallgalerien zur niederen Grabenbestreichung und der Bau von gedeckten Laufgängen und bombensicheren Waffenplätzen in den Werken. Das Hauptmotiv aber blieb die gegenseitig ineinandergreifende und wohlberechnete Zusammenwirkung der einzelnen Festungsteile gegen den Feind.

Statt der Namen Dürer und Specklin hört man jedoch gewöhnlich, wenn von Befestigungssystemen die Rede ist, den französischen Marschall Vauban nennen. Dieser berühmteste Kriegsbaumeister des 17. Jahrhunderts hat aber seinen Weltruhm weniger neuen Grundideen, als seiner ganz außerordentlichen Praxis zu verdanken. Denn in seinem langen Leben (1633—1707) hat Vauban nicht weniger als 33 feste Plätze ganz neu angelegt, und mehr als 300 solche erneuert oder verbessert. Zudem bildete ihn seine Teilnahme an 53 Belagerungen zum ersten Meister der Belagerungskunst aus. — So war Vauban, der hauptsächlich in geschicktester Weise schon vorhandene Lehrsätze zusammenstellte und weiter ausbaute, eigentlich kein selbständiger Begründer eines neuen Befestigungssystems, als der er so oft gilt.

Doch können wir an der Feste Marienberg auch Züge entdecken, die auf Vaubans Lehrsätze allein zurückzuführen sind: vor allem die vorzügliche Anpassung der Festungswerke an das wechselnde Terrain; dann die Anlage des von Vauban geforderten dreifachen Festungsgürtels. Dieser liegt auf den schwächsten Seiten der Festung, nämlich nach Westen und Norden zu.

Beide Seiten sind übrigens noch im 18. Jahrhundert nach neueren Systemen weiter ausgebaut worden und sind, nächst dem Massikulturne und der Stadtumwallung, die modernsten Festungsanlagen gewesen. Diese Festungswerke gehen hauptsächlich auf das von Montalambert im 18. Jahrhundert begründete Tenaillesystem zurück, das an die Stelle der fünfeckigen Bastionen eine fortlaufende Reihe von spitzwinklig vorspringenden Festungswerken setzte. Hiedurch konnte die Festung noch erheblich mehr Geschütze gleichzeitig gegen den Feind wenden.

Eine Sonderstellung unter den Werken des Marienberges nimmt die von Julius Echter erbaute Bastei mit dem Echtertore ein. Sie wurde, obwohl sie erheblich jünger als das Zeitalter Dürers und Specklins ist, doch noch 1606 in dem damals allerdings noch sehr üblichen, italienischen Festungsstile erbaut, der aber durch Dürer und Specklin bereits gründlich überholt war. Die Hauptmängel der Echterbastei bilden die viel zu wenig vortretenden Flankierungstürme der Bastei, die noch sehr hoch angebrachten Geschützstellungen und das große Schutzdach mit den Wehrgängen, die sämtlich aus feuergefährlichem Holze errichtet sind.

Aus der Vereinigung von Militarismus und dem geistlichen Staatswesen Würzburgs hat die Festung ein eigenartiges Gepräge erhalten in den einzelnen Namen der Basteien. Um die Hauptzitatelle liegen folgende Basteien: S. Johann von Nepomuk (unter dem Muttergottesturme); S. Baptist unter dem Randesackerer- oder Schoderturme; dann weiterlaufend: S. Nicolaus, Mars, Schwedenschanze, Bellona und S. Caesar; S. Michael beschützt die Schönbornsche Lördurchfahrt, während das Neutor durch S. Sebastian und S. Georg flankiert wird.

Der Niederwall oder die Faussebraye unter der Schwedenschanze heißt Schwedenausfall. Ihn deckt nach vorne das Reichsravelin, rechts flankiert vom Ravelin Teutschland und dem Hächberger Tor, links vom Ravelin Frankenland.

Ueber dem Kanal am Burkarder Tor droht das Greifenklause Werk Höllenschlund, im Leistentale der Massikuliturm und im Norden die frei vorgeschobene Teufelschanze, beide aus dem 18. Jahrhundert.

So stand der Marienberg als eine mittelgroße, immerhin achtungsgebietende Festung gegen den Feind. Und ist sie auch mehrmals eingenommen worden, das eine sei unumstößlich festgestellt: als Festungsbauwerk selbst hat sie nie versagt.

Nur ungeeignete Führung und der Mangel vollkommener Kriegstüchtigkeit der Besatzung hat sie dem Schwedenkönige 1631 überliefert; 1796 aber wurde die wohlgerüstete Festung durch schmachtvollste Mutlosigkeit an die Franzosen übergeben.

Unvergessen aber sollen die Männer sein, gegen deren stahlharten, tapferen Sinn weder das wütend tobende Bauernheer noch die sieggewohnten Franzosen im Jahre 1800 etwas vermochten: ich meine den Ritter Sebastian von Kotenhan und den österreichischen General Dall'Aglio.

Ueber die Bewaffnung und Besatzung der Burg geben folgende Angaben einen Begriff:

Ob die Burg auch im Mittelalter stets der Hauptwaffenplatz der Bischöfe war, wissen wir nicht ganz sicher. Doch spricht seit 1250 die Vermutung dafür. Da rollte wohl auch im August 1266 der schwerfällige, von kraftvollen Stieren gezogene Fahnenwagen mit dem riesigen Banner S. Kilians (noch erhalten im Luitpold-Museum zu Würzburg!) aus den Toren der Burg und führte am Cyriakustage zum Siege Würzburgs über Henneberg und Castell. Aus Italien waren die bemannten und gepanzerten Fahnenwagen nach Deutschland gekommen. 1298 fochten in der Zweikönigsschlacht bei Göllheim auch die Mainzer unter dem Banner ihres Stifts patrons S. Martin, das ebenfalls vom hohen Maste eines geschützten Heerwagens flatterte.

Nach einer Abmachung aus dem Jahre 1435 sollte damals die Burg Marienberg mit folgendem ausgerüstet sein: 100 Hakenbüchsen, 40 gute Armbrüste, 8000 Pfeile, 6 Tonnen Pulver, 5 Tonnen mit Salpeter, Schwefel und Kohlen, 10 Ztr. Blei, 6 Ztr. Pech, 2 Pleiden (das waren große Wurfmaschinen) und zu jeder Steinbüchse die nötige Menge gehauener Kanonenkugeln aus Stein, 10 Fuder Kohlen, 1 Fuder Deuchel (ein ansteigender Wiesfleck im Norden der Burg.) und 2 Pfd. Werkeisen.

1542 hatte die Burg unter ihren vielen Bewohnern etwa 70 Mann rein militärische Besatzung.

Nach einer französischen Angabe vom Jahre 1802 konnte damals die Festung 2500 Mann, 300 Pferde und auf 2 Monate Mund- und Kriegsvorrat fassen.

Ein vielgestaltiges Leben regte sich auf der Bergfeste, solange sie Hofburg war. Oft gab es unter den vielen Bewohnern Unlaß zu Zwist und blutigem Streit und es mußte ein strenger Burgfriede zur Aufrechterhaltung der Ordnung



Der Maffikaltzturm.

erlassen werden. Kraft alten Herkommens erstreckte sich noch im 16. Jahrhundert der Burgfriede auf den ganzen Bezirk des Schlosses samt Mauern, Gräben

und Zäunen, bis herab auf die Tell, an den gemeinen Weg, dann auf den Fahrweg, d. i. der heutige Burgweg mit den Mordsäulen des Bischofs Melchior, und das enge Gäßlein oder den Fußsteig hinab bis zum steinernen Kreuze mitten auf der Brücke. — Wer im Schlosse oder im Vorhofe einen anderen freventlich umbrachte, wurde nach alter Sage ohne alle Gnade auf dem Zimmerplatze enthauptet. Wer aber im Schlosse oder Vorhof einen anderen freventlich verwundete, hatte die Hand, womit er die Tat beging, verwirkt und wurde also bei Hofe gestraft.

Darum ließ Bischof Melchior an den Wartturm im Schlosse zur Warnung Hand und Beil malen, auf daß der Burgfriede besser gehalten werde. Später ging man zu milderer Strafen über und der Störenfried wurde nur mit Ruten rund um den hohen Wachturm an der misachteten Warnungstafel vorbeigepeitscht und für immer zum Tore hinausgewiesen. Zuvor mußte er noch Urfehde schwören, „Kilianisch“ zu werden, d. h. des Hochstiftes Leibeigener zu sein.

Hatten zwei bei Hofe Streit und wollten durchaus nicht mehr „auf ganzer Haut schlafen,“ dann mußten sie herab bis zum mittleren Kreuz auf der Brücke und dort konnten sie einander nach Lust rechtfertigen.

Auch sonst wurden für das Leben am Hofe zahlreiche Verordnungen erlassen, die — vom Ausgange des Mittelalters bis herab in die zierlich gepuderte Popszeit reichend — einen lebendigen Einblick in die Art und die allmählichen Wandlungen des Lebens auf dem Burgberge geben.

Ursprünglich war die Hofhaltung natürlich nur klein, und nach den Aufzeichnungen Michaels vom Löwen von etwa 1350 erscheinen am Hofe nur: der Hofmeister, der Marschall, der Koch und 5 Udelige, daneben natürlich noch Gefinde. Ums Jahr 1410 dagegen ist der Frauenberg schon erheblich mehr bevölkert. Es war das üppige, lebensfrohe Zeitalter des 15. Jahrhunderts. In einer Aufzeichnung des hiesigen Stadt-Archivs aus jener Zeit wird die ganze Hofhaltung gelegentlich der Überreichung der Neujahrgoldgulden der Stadt an den Fürsten aufgezählt, jener Abgabe, die heute noch dem Landesherrn zu Neujahr dargebracht wird.

Da erscheinen neben dem Fürsten selbst die Edelleute des Hofes, dann Kapläne und Schreiber; hierauf folgen die Leute des Marstalls, die Küche mit dem Küchenmeister und den Küchenknechten, Kammer- und Wagenknechte, Bäcker, Torhüter und Läufer; schließlich die Büttner, Wächter, Eselknechte, der Falkner, die Pfeifer, Geiger und Fiedler und sonstiges Gefinde.

Seit dem 16. Jahrhundert steckte man die Neujahrgoldgulden in einen großen hölzernen Apfel, der schön mit Nägelein und grünen Buchszweigen ausgeziert war. Schon um 7 Uhr morgens fuhren beide Bürgermeister gen Hofe, um Ihrer Fürstlichen Gnaden den kostbaren Apfel zu präsentieren.

Als es aber im 17. Jahrhundert einmal sich ereignete, daß der Neujahrsapfel auch leere Schlitz aufzeigte, die auf rätselhaft verschwundene Goldgulden hinwiesen, wurde fortan das Präsent in einem feinen Beutelein überreicht, das zugebunden war.

Bei der Betrachtung des täglichen Lebens bei Hofe wollen wir in der Hauptsache der Hofordnung von 1526, aus dem Jahre nach dem Bauernkriege folgen:

An der Spitze der ganzen Hofhaltung stand der Burgvogt, der dem Adel entnommen wurde. Er übte die Strafgewalt über das niedere Hofgesinde, er hatte die Oberaufsicht über die vielen Zweige der Hofhaltung. Am Schlusse jeder Woche erstattete er dem Fürstbischof Bericht über alles, was im Haushalte des Hofes vorgegangen war. Hierzu beigezogen wurde noch der erste Finanzbeamte, nämlich der Kammermeister, dann der Küchenmeister, und Küchenschreiber, der Futtermeister und der Schenk.

Der ganze Betrieb war, der Zeit entsprechend, noch recht patriarchalisch. Die Hofhaltung und die Besatzung der Burg bildete noch gewissermassen eine große Familie, die fast durchweg nicht nur den Dienst, sondern auch die Wohnung, die ganze Nahrung, den wichtigsten Teil der Kleidung und den Sold von ihrem fürstlichen Herrn hatte.

Das „tägliche Hofgesinde“ hieß man alle jene, die täglich bei Hofe die Kost hatten. Es gehörten hiezu die höchsten Hof- und Staatsbeamten, wie der Hofmeister, der Marschall und der Kanzler; die fürstlichen Räte und Diener, d. h. die höheren Beamten, die adeligen Burgmannen und die ganze militärische Besatzung. Dann auch die zahlreichen täglichen Gäste, Beamten und Boten von auswärts, das große Personal der Vogtei, der Kanzlei und Hofkammer; dann der Marstall, Wagenstall und Vosselstall (Stall der kranken Pferde); Küche und Keller, Futter- und Backhaus; die vielen Handwerksleute, die fürstlichen Jäger und die unfreiwilligen Gäste unten in den Verliesen und Türmen.

Zählt man alle zusammen, so gibt es mehr als 400 Personen, die täglich bei Hofe an 50 langen Tafeln gespeist wurden.

Der Fürst und seine nächste Umgebung speiste mit den hohen Gästen allein im fürstlichen Gemache. Für den Kammermeister wurde in der Kammer, für den Küchenmeister und seine Leute in der Küche und für die Torwarter in der Torstube aufgetragen. Fast die ganze übrige Hofhaltung wurde gemeinschaftlich im Saale und in der Hofstube gespeist, strenge gesondert nach Rang und Ordnung, aber auch nach dem Speisezetteln.

Nur die Arbeiter und Handwerker erhielten in der Bauernstube im Vorhofe ihr Essen.

An der Tafel der Edelleute und Räte und am Tische des Vogtes und der Kapläne wurden mittags und abends 4 oder 3 Fleischspeisen, an Fasttagen vierlei Fische aufgetragen. Hier bedienten adelige Kammerknechte und reitende Boten, beim Vogte die Leute des Futtermeisters und ein Bäcker; das Mahl der Hauptleute und der militärischen Besatzung trugen Knechte des Zeugmeisters und Trompeter auf; die Kanzleischreiber wurden von Kanzleiboten bedient. Je nach dem Range vereinfachte sich die Speisenfolge allmählich bis herab zum gemeinen Gesinde, das zweierlei gesottenes Fleisch und Gemüse erhielt. Ein Braten wäre am Gesindetisch Insubordination gewesen.

Um 7 Uhr morgens wurde die Frühsuppe eingenommen. Sie sollte eine „lustige kräftige Brühe“ sein, mit zwei Stücken Fleisch, wozu Brot und Wein gereicht wurden.

Die Räte und höheren Beamten, welche teilweise schon in der Stadt wohnten, gingen um 7 Uhr früh auf das Schloß zum Dienste. Sie frühstückten erst um 9 Uhr. Das gewöhnliche Gefinde und die Handwerker arbeiteten im Sommer von 4 Uhr, im Winter von 6 Uhr an. Abends um 6 Uhr war allgemeiner Schluß der Arbeit. Um 11 Uhr mittags klopfte man zum Mittagmahl und die Arbeit ruhte bis 1 Uhr. Von 2— $\frac{1}{2}$ 3 Uhr saß man bereits beim Vesper- oder Deichselbrode, das aus Brot und Wein bestand. Das Nachtmahl kam abends um 6 Uhr auf den Tisch. Unmittelbar danach folgte der Schlaftrunk von 7—8 Uhr.

Fünffmal im Tage also trank man Wein und nicht gerade knapp. In der Bauernstube z. B. wurden vier Krausen, das waren hohe Humpen, auf den Tisch gesetzt und zweimal gefüllt, wie auch beim Gefinde. Was aber an den vornehmen Tafeln getrunken wurde, das verschweigt die Hofordnung. Doch erhalten Räte und Gäste, die länger sitzen wollen, nach der Hofordnung Julius Ehters noch Wein „so lange sie sitzen“. Bei dem gemeinen Gefinde aber wurde weniger Wein gereicht, denn hier befahl die Ordnung „mit dem Einschenken etwas gemächlicher zu tun“. Das damals sehr übliche unmäßige „Zutrinken“ war allgemein strenge verboten, mit dem Beisatze, weil es so oft in „kühisches Saufen“ ausarte.

An der Tafel ging es mitunter recht lebhaft zu; man war zu laut, oder zu mutwillig, oder man geriet gar mit Worten und Taten aneinander, so daß Krüge und Teller an die Köpfe flogen. Dann mußte der Vogt strenge die Zucht und Ordnung wieder herstellen und auch denen auf die Finger sehen, die sich unvermerkt eines übrigen Krügleins Wein oder eines ungegessenen Bratens erbarmten und das in die weiten Ärmel oder in ihre Taschen verschwinden lassen wollten. Auch mußte der Vogt ein scharfes Auge haben auf jene anscheinend Bergeßlichen, die so gerne, in größter Harmlosigkeit an einer besseren Tafel Platz nahmen, wo es ganz zufälligerweise ein Gebratenes oder ein Gesottenes mehr gab als am eigenen Tische.

Kurz, der Burgvogt war einer der Geplagtesten. Alle 14 Tage mußte er treppauf, treppab durch alle Gemächer und Räume des ganzen weitläufigen Schlosses gehen, um an der Hand eines Registers nach dem Rechten zu sehen. Er führt uns auch jetzt auf seinem Rundgange mit seinem gewaltig rasselnden Schlüsselbunde. Denn alle Schlüssel, außer zum Fürstengemache, zur Hofkammer und zur Schneiderei sind in seiner Gewalt.

Vom Fürstengemache ist leider nur wenig in den Hofordnungen die Rede. Anno 1621 wurde bestimmt, daß die fürstlichen Leibdiener darauf achten sollen, daß sich niemand vor dem fürstlichen Zimmer aus- oder anziehe, noch sich dort schlafend oder ohne Mantel finden lasse. Wenn der Fürst auf die Reise geht, soll der Unterkämmerer das fürstliche Gemach und alle Truhen darin wohl verschließen, auch keinem Fremden den Zutritt dahin gestatten; viel weniger aber zulassen, daß darinnen Bechgespräche und Saufbruderschaften abgehalten werden.

Oft kamen fürstliche Gäste an den Hof; die Aufzeichnungen hierüber sind ziemlich zahlreich. Fahrende Säger und Gaukler zeigten ihre Künste und drei Hofnarren trieben ihr Wesen im Scherz und Ernst. Sie waren kluge und lustige Leute, die nicht nur für fröhliche Unterhaltung sorgten, sondern auch das alte Narrenrecht übten, hohen und höchsten Personen im Scherze die Wahrheit zu sagen, — über die hohen Herrschaften selbst und über die anderen, die so täuschend den „frommen Knecht“ derselben spielten. Es war keine so schlechte Einrichtung, wenn sie nicht mißbraucht wurde.

In der fürstlichen Kammer wurden die Einkünfte des Bischofs und des Hochstiftes verwaltet; da wurde gerechnet und gezählt, die Münzen klangen und die Naturaleinkünfte wurden verbucht.

Bis in die innersten Küchen- und Kellergeheimnisse lassen die Nachrichten über die Hofküche und den Hofkeller blicken. Wir könnten da ausgiebig in alle Töpfe gucken und an die langen Reihen der schweren Fässer klopfen. Da aber die Küchenmaterialien in der Hauptsache die gleichen waren wie auch heute noch, sei nur erwähnt, daß jedenfalls weit mehr Fleisch genossen wurde wie heutigen Tages, und daß die Jagd, der Fischfang und die Vogelweide ganz erhebliche Beiträge zur täglichen Tafel lieferten.

Eine sehr wichtige Einrichtung war die Hofschneiderei. Da lagen ungeheure Ballen des verschiedensten Tuches, von Barchent und Leinwand, von Futterstoffen, Garn und Zwirn, von Damast und feinem Tischzeug. Denn die große Hofhaltung wurde hier gekleidet. Ja auch die obersten Beamten, die Regierungsräte, und die meisten aus dem Gesinde und der Besatzung erhielten als Teil ihrer festen Besoldung je ein Sommer- und ein Winterhofgewand.

Große Ställe sorgten für die Unterkunft der zahlreichen Pferde. Im Jahre 1442/43 z. B. wurden 1300 Malter Haber im Marstalle verfüttert in 14600 Rationen für die Pferde der Hofburg selbst und in 3700 Rationen für die Pferde Fremder; anno 1449 waren es sogar 30900 Rationen für die eigenen und 5400 für fremde Pferde.

Die große Zahl der Pferde wird verständlich, wenn wir bedenken, daß damals alles zu Pferde reiste: der Bischof, das ganze Gefolge, die Räte und Diener, die adeligen Vasallen und die Knechte.

Da mußte natürlich auch eine große Schmiede fein und lustig waren die ruhigen Gesellen bei der Arbeit. Es ist reizend zu beobachten, wie die humorvollen Spitznamen der Schmiedsgesellen dann amtlich aufgenommen und als echte Familiennamen fortgeführt wurden. Der Meister Schmied hieß anno 1573 Lorenz Wandereisen; die Gesellen: Jörg Schmidt, Jörg Schwingeisen, Hans Wandereisen, Balthasar Wendeisen, Englert Zangenseind, Hans Silbereisen, Jeremias und Linhart Rittereisen und Hans Grumnagel. Gewiß eine zünftige Gesellschaft!

Um Futter- und Backhause wollen wir nur vorübergehen, obwohl die großen Backöfen noch jetzt zum Teil erhalten sind, und lieber ein dem Würzburger interessanteres Lokal besuchen, den Hofkeller. Nach der Hofkellerrechnung von

1535 lagen damals 613 Fuder Wein im Keller. Der Kellerbetrieb wurde durch genau vorgeschriebene Kellerordnungen geregelt. In großen Mengen kam der Wein theils von den fürstlichen Weingütern, theils aus Zehnten und Naturalabgaben der Untertanen herein. 1536 kamen vier Schiffsladungen mit Wein aus dem Bachgau, zwei von Karlstadt und je eine vom Werrngrunde und von Niederleinach in den Hofkeller.

Fürstlicher Eigenbau wurde betrieben in Wipfeld, Saibach, Dettelbach, Thüngersheim und an der Ravensburg; ferner in Würzburg am oberen und unteren Stein, am Schalksberg, auf der Tell, in der Ziegelau und an der Leiste, die aber noch 1573 nur ein Weingarten hinter dem Schlosse war. Um die Burg selbst liefen damals bloß Geländerstöcke.

Als Kredenzwein für hohe Gäste galt nur der Steinwein und der Scharlach.

Wenig Wein, aber um so öfter Wasser erhielten die Gefangenen in den Verliesen und Thürmen, und manch roher Scherz ging obendrein, zumals nach dem Bauernkriege. Da wurden 40 Würzburger Bürger auf einmal in die Gewölbe geworfen, bei denen auch der kunstreiche Meister Till Riemenschneider war. Das Hofgesinde aber pochte an die Gewölbe und tat, als würde aufgeschlossen und schrie dabei: „Wohlan ihr Bösewichte, jetzt müßt ihr alle sterben!“ Riemenschneider wurde damals auf dem Frauenberge „vom Henker hart gewogen und gemartert“ und in der Stadt wurde täglich viel geköpft. Die Gefangenen wurden auf den nächsten Platz geführt und zu ihnen gesagt: „Da knie nieder, dir geschieht nit Unrecht“ — und die Köpfe herab! — So erzählt der Stadtschreiber Cronthal aus jener grausigen Zeit. —

Noch wäre vielerlei zu betrachten: der Betrieb der Regierung im Schlosse, das Jagdwesen und die fürstlichen Jagdschlösser in Guttenberg, Rimpfard und Beitzhöchheim, die Wacheinrichtungen und die Torsperrre, die Silberkammer, die fürstlichen Kammerknaben oder die adeligen Junker und anderes.

Doch möchte ich nur noch auf den Verkehr des Schlosses mit dem „Auslande“ hinweisen, das ja schon ein bis zwei Tagereisen hinter Würzburg lag. Was nicht auf der Achse ins Land geschafft wurde, das vermittelte der Main. Als Verkehrsweg ersten Ranges trug der Main unzählige Schiffe dahin.

Es gab fast nichts, das nicht zu Wasser transportiert worden wäre. Aus dem Oberlande kamen Schiffe mit Wein, Getreide, Heu, Stroh, Baumaterialien und allen möglichen Erzeugnissen der Landwirtschaft. Flußabwärts aber ging der Weg zu den großen Handelsplätzen am Main und am Rhein, vor allem nach Frankfurt und Köln.

Wenn die Frankfurter Messe aufgeschlagen wurde, dann ritten gewöhnlich zwei oder drei von dem Marienberg hinab gen Frankfurt.

Anno 1535 zog Lorenz der Rentmeister mit Meister Heinrich dem Hofschneider und dem fürstlichen Zeugmeister zur Messe.

Meister Heinrich erstand dort bei Hermann Sudermann aus Köln rotes Ländisches Tuch, große Ballen westfälische Leinwand, niederländisches Stulpen-
tuch, brabantische Leinen und niederländischen Damast; dazu allerlei farbiges

Tuch, schwarz, weiß, rot, gelb und braun für Hofgewänder. Viele, viele Ellen waren es, die dann in Ballen aufs Schiff verladen wurden — aber die heimgebrachte Schneiderrechnung war auch ellenlang.

Der Zeugmeister tauschte eine zerprungene Feuerbüchse gegen zwei neue Böller um und brachte 77 eiserne Hohlkugeln mit, die als neumodische Feuerkugeln sehr geschätzt wurden. Der Rentmeister aber mußte überwachen, verrechnen und — zählen.

1540 verrechnet man den Ankauf von schlechtem Thomaszucker und gutem Canarischen Zucker aus Antwerpen; 1569: Straßburger Zwisch, Holländer Käse, Eisen, Blei, Salpeter und Schwefel, und die Abkonterfeigung der hispanischen Inquisition.

Köstlich sind die Ausgaben von 1572, zum eigenen Gebrauch des alten Bischofs Friedrich von Wirnsberg: 62 fl. für Bücher; dann kommen Kupferstiche, eine Landkarte des Frankenlandes, vier Brillengläser, ein samtenes Häublein, Räucherkerzlein und Konfekt. Neben dem Konfekt werden an anderer Stelle einmal Lebküchlein, Feigen, Oliven, Bommeranzen und Granatäpfel genannt.

Mit diesen kurzen Einblicken in das kleine alltägliche Leben auf dem Berge wollen wir schließen. Nur ein kleiner Bruchteil des reichen Stoffes konnte in dieser Skizze geboten werden.

Das interessante geistige und persönliche Leben der Fürstbischöfe, die Zeiten der Kreuzzüge und Minnesänger, der Reformation und Gegenreformation bieten noch eine Fülle von Nachrichten.

Auch der Besuch Martin Luthers auf der Burg, die große Gestalt Julius Ehters, die Hexenprozesse und der wechselvolle Roman der jungen Johanna von Wertenu, einer Nichte des Fürstbischofs Konrad Wilhelm von Wertenu, (1683—84) kann nur gerade angedeutet werden.

Als ein Symbol der alten Zeit und des alten, heiligen römischen Reiches steht die Feste Marienberg vor uns.

Wem es aber vor dem Kriege vergönnt war, beim Durchschreiten des gewaltigen Schlosses einen Blick auf die musterhafte Bereitschaft der weit ausgedehnten Arsenalen zu werfen und auf die stille, zielbewußte Tätigkeit hinter den anscheinend so toten Mauern der Burg, der wußte, welche Bedeutung der ehrwürdige Fürstensitz jetzt noch hat. — Dann dachten wir daran, daß endlich die zerrissene, die böse alte Zeit vorüber war und ein Kommando das Land durchzuckt von den Schroffen des Karwendel bis an die Dünen des blauen deutschen Meeres — und dann freuten wir uns der heiß erstrittenen deutschen Einheit.

Und daß heute, im 3. Jahr des Weltkrieges, die alte Feste als Kriegsgefängnis für französische, englische und belgische Offiziere dient und Deutschlands Fahnen siegreich weit nach Rußland, Serbien und Montenegro vorgedrungen sind, das möge uns ein glückhaftes Zeichen für ein größeres, neues Deutschland sein.

Die beiden Abbildungen hat das K. Generalkonservatorium in München durch gütige Überlassung der Druckstöcke ermöglicht.